

## Alpha / Omega und das Dazwischen

Alpha: Es war einmal eine junge Pflegerinnenschülerin, die sich im Kreißsaal arbeitend um Mitternacht einen Kaffee mit Pralinen gönnte. Neben ihr räkelte sich die diensttuende Chefhebamme und nahm einen kräftigen Schluck aus ihrer Kaffeetasse. Eben noch wurde eine Mutter mit ihrem neugeborenen Söhnchen in die Wochenbettstation verlegt. Jetzt war die Gebärabteilung leer. Der Arzt hatte sich zur Schreibe zurückgezogen. Die im 2. Lehrjahr stehende ältere erfahrene Kollegin Sarah kam von der Verlegung zurück und gesellte sich zu ihnen. So waren sie zu dritt um Mitternacht und ihr Gespräch plätscherte dahin. Die Schülerin überwand ihre Scheu vor der Hebamme und bemerkte, dass es sie seltsam anmutete in der gleichen Gebärabteilung zu lernen und arbeiten, wo ihre eigene Geburt stattgefunden hatte. Überrascht nahm diese ihre Arme herunter, die sie zur Entlastung der schmerzenden Schulter hinter dem Kopf verschränkt an die Wand gelehnt hatte, setzte sich abrupt auf, sah die Schülerin durch ihre funkelnden Brillengläser eindringlich an und fragte: "Wann war das?" "Morgen vor 19 Jahren", antwortete die Schülerin. Weiter kam sie nicht. Das Telefon schrillte und kündigte einen Eintritt zur Geburt an. Die Pause war zu Ende und jede ging ihrer zugeteilten Arbeit nach. Alice betrat das leere Gebärzimmer und begann mit den Aufräumarbeiten. Zuerst die Instrumente einsammeln und in ein Vordesinfektionsbecken legen. Dann die Bettlaken abziehen und in den weißen Wäschesack werfen. Die grünen OP-Tücher kamen in einen grünen Wäschesack. Jedes Ding an seinen Ort, da gab es strikte Regeln, die aus hygienischen Gründen eingehalten werden mussten. Die OP-Lampen spiegelten sich in der Nachtschwärze der großen Fenster wider. Der Duft des Desinfektionsmittels, das zum Putzen verwendet wurde, stieg der Schülerin in die Nase und verdrängte den abgestandenen Geruch von Schweiß und Blut, der noch im Raum gehangen hatte. Sie ging nach draußen und entsorgte die gebrauchten Sachen im Ausgussraum, schnappte sich einen "Servierboy" und belud ihn mit frischer Wäsche und anderen sauberen Utensilien, schob den Wagen in das Gebärzimmer und begann, das desinfizierte Bett neu zu beziehen. Sie achtete besonders darauf, die Eckfalten akkurat einzuschlagen, wie sie es gelernt hatte. Sie wusste, dass die Chefhebamme ein Auge darauf werden würde. Schlampige Arbeit mochte sie nicht. Kurz huschte sie hinaus und begegnete Sarah, die gerade vom Gebärzimmer 2 in die Teeküche kam, um eine Flasche Mineralwasser zu holen. "Nicht erschrecken, wir gebären südländisch", flüsterte sie verschmitzt und blinzelte der Aufräumerin zu. Schon war sie wieder weg, die stumme Frage auf dem Gesicht der jungen

Schülerin ignorierend. Die eintretende Hebamme, die den Wortwechsel mitbekommen hatte, setzte zu einer Erklärung an, als ein lautes Stöhnen sie unterbrach. Die Schritte des Arztes füllten die darnach einsetzende Stille. Er schaute kurz rein und bemerkte trocken: "Ich glaube, ich muss nicht fragen, in welchem Zimmer die Geburt stattfindet", schritt zur Tür, klopfte kurz an und trat ein: "Gebären ist kulturell bedingt, das heißt Völker im Süden gebären oft laut, während viele Nordländerinnen versuchen, die Schmerzen heroisch still zu ertragen", erklärte die Hebamme. "Weil sie sich dabei oft verkrampfen, ermuntere ich sie, laut zu sein, aber sie getrauen sich nicht, weil sie sich schämen. Ich schlage vor. Sie lösen ihre Kameradin ab und lernen das Wehenstützen. Ich zeig es ihnen." Mit einem mulmigen Gefühl betrat Alice hinter der Hebamme das Gebärzimmer. Sie fragte sich, ob sie sich von der werdenden Mutter mit ihren Schmerzen, die lautstark ausgedrückt wurden, genügend abzugrenzen vermochte. Die Frau lag auf der Seite mit dem Rücken zur Tür. Ihr Mann saß am Kopfende und sprach beruhigend auf seine Frau ein. Der Arzt stand beim Wehenschreiber und studierte die laufenden Zacken, und meine Kollegin Sarah saß an der Rückseite und stützte mit ihren Händen das Kreuz der Gebärenden, die eben wieder zu stöhnen begann. "Lassen Sie sich von Sarah zeigen, wie das Wehenstützen geht", raunte die Hebamme Alice zu und trat zum Arzt. Die beiden tauschten sich leise aus, und mit einem kurzen Nicken verließ der Arzt das Zimmer. Alice stellte sich vor, und begab sich zu Sarah, schaute ihr zu, während die Hebamme sich italienisch sprechend mit dem Ehemann unterhielt, bis wieder eine Wehe das Gespräch unterbrach. Sarah zeigte Alice, wie sie das Kreuz der Frau zu stützen hatte und flüsterte ihr zu: "Versuch du es mal." Schnell wechselten sie die Plätze und nun stützte Alice das Kreuz der Gebärenden, bis die Wehe abklangen. Und da kein Einspruch von der Frau erhoben wurde, winkte die Hebamme Sarah zu sich und die beiden verließen den Raum. Das Wehenstützen war nun Alices Aufgabe. Die Zeit verging langsam, der Minutenzeiger der Uhr bewegte sich im Schneckentempo vorwärts. Gesprochen wurde wenig, da die Gebärende während den Wehenpausen döste, um Kraft zu sammeln. Die Zeit blieb stehen, so kam es Alice vor. Sie kämpfte mit der auftretenden Müdigkeit und war froh, als die Wehen nach Stunden langsam an Kraft und Häufigkeit zunahmen. Der werdende Vater versuchte, seine Frau wortreich zu ein paar Schlucken Tee zu überreden, was sie kategorisch und wortreich ablehnte. Diesen temperamentvollen italienischen Wortwechsel unterbrach die Hebamme, die eintrat, um den Verlauf zu kontrollieren. "Der Geburtskanal ist offen", verkündete sie, "bald werden Sie ihr Kind in den Armen halten."

Unterdessen wurde es hell. Es war Morgen und die Nachtschicht wurde vom Tagdienst abgelöst.

"Ich hab' was für Sie!" Mit diesen Worten empfing die Chefhebamme Alice, als sie nach den Freitagen ihren Dienst als Nachtwache in der Gebärabteilung antrat. Sie deutete auf ein großes A3 Buch, das auf dem Schreibpult lag. Es waren die Geburtsrapporte ihres Geburtsjahres. Alice schlug es auf und tatsächlich, da stand es niedergeschrieben in den Annalen. Ihre eigene Geburt vor 19 Jahren. Tief berührt las sie den kurzen Geburtsverlauf. Dies waren ihre eigenen Daten, als sie das Licht der Welt erblickte. Sie empfand es als große Wertschätzung, dass sich die Chefhebamme die Mühe genommen hatte, ins Archiv zu steigen, um das betreffende Buch heraufzuholen. Zuhause erinnerte nur eine kleine Plakette mit Namen, Geburtsgewicht und Datum, die sie als Baby um das Handgelenk trug, an diesen speziellen Tag. Die Geburt. Die Enge im Bauch der Mutter wurde unerträglich für Beide, Mutter und Kind. An einem Apriltag mit abwechselnd Graupel, Regen und Sonnenschein begannen die Wehen. Nach kurzer Eröffnungsphase begann die Austreibungsphase. Das Baby wurde gepresst und vorwärts geschoben von gewaltigen Kräften, die in Schüben kamen und gingen. Es wurden Mutter und Kind nur kurze Pausen gegönnt, um zu entspannen und Sauerstoff zu tanken für die nächste Welle, wo wie in einem Tauchgang die Sauerstoffzufuhr abgeschnitten wurde und das Herz zu rasen begann, um kurz vor dem Kollaps das Nachlassen und die erlösende Sauerstoffzufuhr wie eine belebende Droge zu erfahren. Der rasende Herzschlag verlangsamte sich zur normalen Geschwindigkeit. Eine kurze Erholungspause. Aber schon begann der nächste Tauchgang, der Schultern und Kopf mit einem gewaltigen Druck zusammenpresste, sodass sich die Schädelplatten übereinander zu schieben begannen, um sich dem engen Geburtskanal, den es zu passieren galt, anzupassen. So ging es immer weiter, Welle um Welle kamen und verebten, bis das Baby in einer letzten Presswehe mit einem aus der Lunge herausgepresstem Schwall Fruchtwasser ins Licht katapultiert wurde. Der Schock über den plötzlichen Wechsel von extremer Enge zur orientierungslosen Weite, ohne Begrenzung, und die zupackenden Hände, die das Baby im grellen Licht auffingen, ließen es nach der ungewohnten trockenen Luft schnappen und den ersten Atemzug mit einem zittrigen Schrei tun. Den Temperaturunterschied wurde im ersten Schreck nicht wahrgenommen, aber das Absaugen und das hastige Wegputzen des Schleimes auf dem Gesicht waren Prozeduren, die das Missbehagen in

die Höhe trieben. Das Kind tat einen weiteren Atemzug und quitierte dies mit empörtem Schreien.

Die junge Lernschwester Alice, ließ sich auch später jedes Mal berühren von der Intensität des ersten Augenblicks, nach einer Geburt. Im Gebärsaal die junge Mutter mit ihrem Neugeborenen im Bett. Der emotional aufgewühlte Vater saß glücklich daneben und betrachtete seine kleine Familie. Es war still, nur das regelmäßige Ticken des sich im Minutentakt vorwärts bewegenden Zeigers an der Wanduhr war zu hören und das glucksende Atemgeräusch des neugeborenen Kindes. Die dunklen Augen fixierten das Gesicht seiner Mutter. Diese Distanz Arm-Gesicht erlaubten dem Baby erstes klares Sehen. Es strengte sich an, seine Augenmuskeln unter Kontrolle zu bringen. Aufmerksam betrachtete es seine Mutter, deren Gesicht glücklich leuchtete. Die Blicke versanken ineinander immer wieder und wieder. Es gab nichts anderes als dieses sich ineinander Versenken, dieses sich Kennenlernen. Die lärmige Außenwelt war ausgesperrt aus dem Raum und – in dieser Oase des Friedens – ereignete sich eine wortlose Kommunikation: "Hi Du, schön, dass Du da bist. Willkommen in unserer Welt."

### **Das Foto**

Alice erzählt: Ich träumte von einer Frau in einem gestreiften Kleid. Mit geneigtem Gesicht betrachtete sie einen Säugling auf ihrem Arm. Wer war das? War ich das, als Baby auf dem Arm meiner Mutter, die solch ein gestreiftes Kleid besaß? Oder war es meine Patin in der Arbeitstracht der Krankenschwestern der Schweiz. Pflegerinnenschule Zürich anlässlich meiner Taufe? Ich weiß es nicht. Doch führte mich das Traumbild zur Fotografie meiner Taufpatin, die eine eigenartige Schönheit und Würde ausstrahlt.

Sie hütete uns Kinder an Weihnachten. Vor der offiziellen Feier hatten meine Eltern keine Zeit für uns und sie sprang in die Bresche. Wir alberten herum, waren übermütig, aufgekratzt und es war sicher nicht einfach uns quicklebendigen Kinder – wir waren unterdessen vier – im Zaum zu halten. Da gabs viel Lachen und Balgerei auf dem alten ehrwürdigen Sofa. Ich wusste damals noch nichts über ihre Vergangenheit, die ja auch die Vergangenheit meines Vaters und meiner Großeltern war.

Mein Großvater wurde am 18. Mai 1880 als ältester Sohn eines Landwirts geboren. Er wuchs zusammen mit 13 Geschwistern auf einem Bauernhof an der Sonnenseite von Dürsgraben in Niederscherli im Emmental auf. Die ersten Jahre verbrachte Großvater

daheim, half mit in der Landwirtschaft, dann als Hüterbub und Knecht bei Nachbarn. Um die Jahrhundertwende kam er als landwirtschaftlicher Angestellter in die Erziehungsanstalt Sommerau im Baselland. Hier entschloss er sich, Missionar zu werden. Die christliche Grundlage erhielt er in seinem Elternhaus, einer Familie wie zu Gotthelfs Zeiten. 1901 trat er ins Basler Missionshaus ein und wurde nach sechsjährigem Studium (Theologie, Medizin, Sprachen, Pädagogik etc.) im Missionshaus eingesegnet. 1907 erhielt er die Ordination in der Kirche Köniz.

Im Januar 1908 erfolgte seine erste Ausreise nach Bonaku, Kamerun, in Afrika. Nach fünf Jahren Missionarstätigkeit heiratete er in seinem ersten Heimatsurlaub Rosa Dill, geb. 3. April 1885, von Biel-Benken, Baselland. Sie war eine Tochter des Heimleiters in der Sommerau, hatte eine Zwillingsschwester namens Martha und auch noch zwei Brüder, Reinhard und Emanuel.

Im März 1914 reisten meine Großeltern in die neuerrichtete Missionsstation Ndogbea nach Kamerun aus. Am 19. Dezember 1914 kam im Krankenhaus Jaunde, der Hauptstadt Kameruns, die erste Tochter Elisabeth Rosa zur Welt. Eineinhalb glückliche Jahre waren ihnen beschieden, dann kam der 1914 ausbrechende Erste Weltkrieg, der seine Schrecken bis in den Urwald Afrikas hineinrug, auch nach Kamerun. Zu Fuß flüchteten sie mit ihrem Töchterchen Richtung Küste, wurden aufgegriffen und gefangen genommen von den Engländern. Wieder freigelassen, fanden sie Zuflucht auf einer amerikanischen Missionsstation. Mittellos übergesetzt auf die Insel Fernando Poo (genannt nach dem portugiesischen Seefahrer, der sie entdeckte), trafen sie Freunde, die ebenfalls geflüchtet waren. Zusammen erlebten sie die abenteuerliche Schiffsreise nach Lissabon. Gefahren wurde nur tagsüber, und nachts wurden aus Sicherheitsgründen alle Lichter gelöscht. Die Reise dauerte deshalb mehrere Wochen. Von Lissabon reisten sie mit dem Zug von Barcelona über Genf nach Basel, wo sie bei der Familie der Großmutter Unterschlupf fanden und sich von der strapaziösen Reise erholen konnten.

1916 wurde mein Vater in Biel-Benken geboren und 1918 wanderte die Familie nach München aus, um im Warthof, einem Waisenhaus für Knaben, die Hauselternstelle zu übernehmen. Es waren Vollwaisen, deren Väter im Krieg umgekommen und deren Mütter an der Spanischen Grippe gestorben waren. Kaum angekommen, brach die Nachkriegsrevolution in Bayern aus. Meine Tante, Elisabeth Rosa, beschreibt sie als schreckliche Zeit. Sie wurden oft im Schulhaus Kolumbus, Kreis Sendling, durch Sirenen vor

Schießereien gewarnt. Es hieß dann: In einer halben Stunde wird geschossen. Und die Kinder rannten nach Hause. Essen und Bettzeug wurde in den Keller getragen und man blieb dort einige Stunden, ja Tage bis zur Entwarnung. Weil jemand in seiner Straße auf eine Kontrolle geschossen hatte, wurde mein Großvater vor ein Kriegsgericht gestellt, wo ihm die standesrechtliche Erschießung drohte. In letzter Minute erwies sich seine Unschuld und er blieb am Leben.

Das bayrische Staatsgefängnis befand sich in der Nähe des Warthofs, an der gleichen Straße. Laut meiner Tante Elisabeth wurden jeweils jeden Freitagmorgen um neun Uhr politische Gefangene erschossen. Man hörte die Schreie und Schüsse. Einmal konnte ein Gefangener entfliehen, aber die Gewehre krachten und man brachte ihn tot auf einer Bahre zurück. Dieses schreckliche Geschehen erzählte mir auch mein Vater, der damals circa drei Jahre alt war. Die Bilder und Schüsse hatten sich für immer in sein Gedächtnis eingebrannt.

War diese an Leib und Leben gefährliche Zeit vorüber, kam die Inflation und trieb die Preise in die Höhe. 1920 kostete 1 US-Dollar am 1. Juli 7000 D-Mark, am 20. November 242 Millionen und wenig später 4.2 Billionen Mark. (Wikipedia) Großvater stopfte seinen Rucksack bündelweise mit Banknoten voll, die täglich, ja sogar stündlich ihren Wert verloren. Er schwang sich auf sein Fahrrad, um Essen für seine Familie und die ihm anvertrauten Knaben, zu kaufen.

Durch Tod und Wegzug verlor das Heim viele treue Freunde, Gönner und Helfer. In der Schweiz wurde die prekäre Versorgungslage in München durch den Besuch einer Verwandten bemerkt. Sie startete eine Sammlung unter Freunden und der Familie und brachte das Geld für eine zweite Kuh zusammen. Nun hatten sie im Waisenhaus genügend Milch. Ab da fanden auch immer wieder Esspakete aus der Schweiz den Weg nach München.

Meine Großmutter gebar noch einen Knaben, mein Götti Ernst, bevor meine Patentante, Gertrud, am 18. Juli 1920 auf die Welt kam. Sie war ein kränkliches Baby und wurde zur Erholung in die Schweiz gebracht, wo sie mit ihren Cousins und Cousinen aufwuchs. Der Winter 1920/21 brachte eine schlimme Grippeepidemie. Und da es an kräftiger Nahrung und an Medikamenten fehlte, erkrankte die ganze Familie meines Großvaters und ebenso die Knaben im Waisenhaus daran. Meine Großmutter wieder schwanger, erholte

sich nicht mehr. Kurz nach der Geburt eines weiteren Knaben starb sie mit dem Neugeborenen im Krankenhaus München. Die Unsicherheiten, Entbehrungen bei der Flucht, die Angst um ihren Mann, der nur knapp dem Kriegsgericht der Deutschen entkam, die Sorge um die ihr anvertrauten Kinder und jedes Jahr eine Schwangerschaft mit Geburt hatten sie total entkräftet, sodass sie 35jährig der Grippe nichts entgegenzusetzen hatte und daran erlag. Trotz dieser widrigen Lebensumstände muss meine Großmutter Rosa eine frohmütige, großzügige und freundliche Frau gewesen sein und ich hätte sie gerne kennengelernt, bemerkte Alice. Rosas Zwillingsschwester, Martha, gab ihren Beruf als Kinderkrankenschwester zugunsten der verwaisten Neffen und Nichten auf. Sie sah es als ihre Pflicht an, dem Schwager beizustehen, übernahm die Verantwortung für die mutterlosen Kinder und das Heim wurde seine zweite Frau.

Am 1. März 1924 kehrte die Familie in die Schweiz zurück und meine Gotte kam viereinhalbjährig wieder mit ihrer Ursprungfamilie zusammen. Großvater wurde Heimleiter eines Heims für geistig behinderte Menschen. Die Martin-Stiftung wurde gegründet von der Familie Escher-Bodmer von der Lindt. Testamentarisch wurde ihre Villa Mariahalde am Zürichsee als Heim für geistig behinderte Kinder bestimmt und eine Stiftung daraus gemacht, um ihrem eigenen behinderten Sohn, Martin, eine behütete Zukunft zu garantieren. Da viel Land, ein großer Rebberg und ein beachtliches Vermögen zur Stiftung gehörten, wurde oberhalb des Rebbergs die Martin-Stiftung für junge Erwachsene ab 18 Jahren gebaut. Sie bot Platz für 30 Männer und 30 Frauen und circa acht Angestellten. In der Mitte des großen Baus lag die Dienstwohnung für den Anstaltsleiter, wo ich mit meinen Geschwistern aufwuchs, erzählte Alice.

Am 1. September 1939 begann mit dem Überfall der Deutschen auf Polen der Zweite Weltkrieg. Trudi, wie wir meine Gotte in der Familie nannten, weilte mit ihrem Bruder Ernst in England und musste Hals über Kopf das Land verlassen und zurückkommen. Sie erzählte mir von dem überfüllten Schiff mit den vielen Schicksalsgenossen und Schicksalsgenossinnen, dem Gefühl von Furcht, als sie so zusammengepfercht über den Kanal fuhren, und den übervollen Zügen, bis sie endlich die heimatliche Schweiz erreichten.

1941 begann sie die Berufsausbildung zur Krankenschwester in der Pflegerinnenschule Zürich, einem Spital, das 1901 eröffnet und allgemein Pflegi genannt wurde. Weiter ließ sie sich zur Anästhesieschwester ausbilden und arbeitete als solche bei Prof. Hugo

Krayenbühl, dem weltbekannten Neurochirurgen in Zürich. Begeistert erzählte sie von der tollen Teamarbeit, und wie sie während der Operationen unter den grünen Tüchern saß, die Geräte überwachte und mit den Patienten sprechen musste, eine unbedingte Notwendigkeit zur Überprüfung der neurologischen Fähigkeiten während des Eingriffs. Sie genoss das Gefühl der Akzeptanz und Wertschätzung von Prof. Krayenbühl und dem gesamten Team. Man konnten sich aufeinander verlassen.

Mein Großvater war gesundheitlich angeschlagen, hatte TB und musste kuren. Seine Kräfte schwanden. Zuerst schien es, als würde seine Genesung fortschreiten, aber die Erholung war nur von kurzer Dauer. Er raffte sich nochmals zur Komiteesitzung am 27. Oktober 1944 auf und kehrte heim, legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Liebevoll umsorgt von seiner Tochter Trudi, die die Pflege übernahm, starb er in der Morgenfrühe des letzten Oktobertages 1944.

Meine Gotte wurde Gemeindeschwester in Otmarsingen AG, da war sie Tag und Nacht im Einsatz. Doch dann gab es wieder einen Bruch in ihrem Leben. Es wurde eine Knochentuberkulose an der rechten Hüfte festgestellt und sie musste nach Leysin VS, um ihre TB auszukurieren.

"Der große Gewinn kommt in den schwierigsten Lebensabschnitten." Dalai Lama

Zwangsläufig begann sie sich in dieser Zeit des Stillhaltens den großen Sinn- und Lebensfragen zuzuwenden. Zen gab ihr die Sicherheit und Möglichkeit, überdurchschnittlichen Anforderungen mit innerer Ruhe und Gelassenheit zu begegnen. Sie erzählte mir, wie sie Kraft und Sicherheit bei Zen fand.

Als der Technikkonzern Brown Boverie & Cie Baden nach Birr expandierte, bewarb sie sich als Fabrikswester und bekam die Stelle. Man stellte ihr auch eine hübsche Wohnung in der neubauten Siedlung "In den Wyden" zur Verfügung und sie schwärmte von der wunderschönen Aussicht ins weite Aargauerland. Die BBC beschäftigte insgesamt Angehörige von 56 Nationen. Das internationale Flair der Überbauung Wyden in Birr kam ihrem offenen Geist entgegen und sie hatte keine Probleme damit, inmitten unter Ausländer zu wohnen, erzählte viel von den Arbeitern, die auf den Sanitätsposten kamen und lernte nach und nach auch ihre Familien und deren Probleme kennen. Bald gesellte sich eine zweite Fabrikswester hinzu und sie begannen sich im Schichtdienst

abzuwechseln. Es entstand eine schöne Freundschaft und Trudi hütete oft den Sohn ihrer Kollegin, wenn diese arbeitete.

Privat reiste sie zwei Mal nach Japan und besuchte einen Zenmeister in Tokio. Die regelmäßigen Zen-Übungen, die sie praktizierte und in München immer wieder vertiefte, gaben ihr eine innere Kraft, die ich bewunderte.

Nach der Pensionierung 1983 war Trudi immer zur Stelle, wenn sie in der Familie gebraucht wurde. Als dann bei ihr der Krebs zuschlug, zog sie sich zurück in ihre Wohnung und verbrachte da ihren Lebensabend. Mit ihrer positiven Ausstrahlung und Aussagen verunsicherte sie sogar ihren Hausarzt, sodass er an seiner gestellten Diagnose zu zweifeln begann und sie nochmals untersuchte, wie er mir telefonisch mitteilte.

Sie wurde doch langsam müde und hilflos, wollte aber selbständig bleiben. Ich sorgte mich und versuchte via Mahlzeitendienst eine tägliche Kontrolle zu bewerkstelligen. Eigensinnig verweigerte sie dies und alle meine besorgten Argumente schlug sie in den Wind mit der Aussage: "Wenn ich Hilfe brauche, bekomme ich sie." Diesen immer wieder ausgesprochenen Satz beeindruckte mich tief. Spürte ich doch ein kraftvolles Urvertrauen, das sie sicher dem Meditieren verdankte. Ein Jahr vor ihrem Tod zügelte sie dann doch ins Altersheim, weil die Kräfte sie immer mehr und mehr verließen und sie die Dämmerung kommen spürte. Am 31. August 2006 bekam ich die Nachricht, dass sie friedlich gestorben sei. Ich nahm mir frei und fuhr nach Birr AG, um mich von der Frau zu verabschieden, die einen solch prägenden Einfluss auf mich und meine Berufswahl hatte, sagte Alice.